

Rezensionen

Roman IGL, Die Basilika St. Laurentius in Enns. Aufnahme und Neuinterpretation der Grabungsbefunde (Der römische Limes in Österreich 46). Wien 2008.

Das vorliegende Buch basiert auf einer am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien entstandenen Diplomarbeit. Ziel war, „die Dokumentation von L. Eckhart anhand einer neuen Vermessung der konservierten Baureste zu überprüfen, zu ergänzen und auf dieser Basis auch neue Deutungsmöglichkeiten vorzuschlagen“.

Kapitel 1: „Einleitung und Forschungsgeschichte“ (S. 9–14) bietet eine Zusammenfassung der Interpretationen der Grabungsergebnisse in der Laurentiuskirche durch Lothar Eckhart basierend auf seinen beiden im Jahr 1981 erschienenen Publikationen¹. Daran schließt eine Kritik der Grabungsmethoden und der Art der Dokumentation an, wie sie bereits von anderen Autoren in Stellungnahmen zu den Arbeiten ECKHARTS geäußert wurde.

Kapitel 2: „Baubeschreibung“ (S. 15–67) bringt als Hauptteil eine umfangreiche Behandlung der einzelnen Bauphasen, die bisherige Behandlung in der einschlägigen Literatur und die Interpretationen des Autors. „Um von den teils recht komplizierten Mauerbeschreibungen und -bezeichnungen L. Eckharts Abstand zu nehmen, wurden sämtliche Einzelbefunde durchnummeriert ...“ (S. 15). Die vorhandenen konservierten Mauerpartien in der Unterkirche der Basilika St. Laurenz sind in zwei eigenen Tafeln (einmal mit und einmal ohne Befundnummerierung) erfasst, was eine eindeutige Ansprache und Lokalisierung ermöglicht. Wobei die beigegegebene Bildlegende zu den verwendeten Farben eine zeitliche Unterscheidung der einzelnen Mauerpartien (Mittelkaiserzeit, Spätantike, frühchristliche Kirche, Mittelalter) vornimmt. R. Igl betont hingegen, dass „der neue, hier vorgelegte Überblick nicht als Baualtersplan aufgefasst werden (soll) (Taf. 1 und 2). Es werden im neuen Messergebnis nur deshalb ähnliche Farben [wie bei L. ECKHART – REZ.] verwendet, um einen leichten, plakativen Vergleich zu ermöglichen“ (S. 9). Die ersten vier Bauphasen werden einem im späten 2./frühen 3. Jh. n. Chr. entstandenen,

¹ L. ECKHART, Die Stadtpfarrkirche und Friedhofskirche St. Laurentius von Enns-Lorch-Lauriacum in Oberösterreich. Die Ausgrabungen 1960–1966. Teil 1: Dokumentation und Analyse (Forschungen in Lauriacum 11/1–3). Linz 1981 und L. Eckhart, Die St. Laurentius-Basilika von Enns-Lorch/Lauriacum in Geschichte, historischer Theorie und archäologischer Praxis. In: R. ZINNOBLER (Hg.), Lorch in der Geschichte (Linzer Philosophisch-theologische Reihe 15). Linz 1981, 57–71.

Rezensionen

mehrräumigen Profanbau zugeordnet, dessen Grundrissrekonstruktion jedoch nicht klar ist. Als fünfte Bauphase folgt ein repräsentativer Saal mit Apsis im Osten und Fußbodenheizung, auf dessen profane Nutzung – im Unterschied zu L. ECKHART, der an eine beheizbare frühchristliche Kirche denkt – bereits Peter SCHERRER² und ausführlich Georg FLEISCHMANN³ anhand zahlreicher Vergleichsbeispiele hingewiesen haben. Bauphase 6 ist eine frühchristliche Kirche mit freistehender Klerikerbank und östlich des Altares in den Boden eingetieftem Reliquiengrab. Die Bauphase 7 ist als früh-/hochmittelalterlicher Rechteckchor fassbar. Zwei weitere Bauphasen sind der Turmanlage im Westen und Umbauten des Hochmittelalters, darunter der Errichtung des heutigen Turmes der Kirche, zugeordnet. Den Abschluss dieses Kapitels bilden Beobachtungen des Autors zu verschiedenen baulichen Details der bestehenden dreischiffigen Kirche und eine Zusammenstellung der schriftlichen Quellen zur Laurentiuskirche und deren baulichen Entwicklung.

Kapitel 3: „Zusammenfassung der Bauabfolge“ (S. 68) soll in Tabellenform „dem plakativen Vergleich der unterschiedlichen Deutungsansätze dienen“, enthält die Bauphasen, Befunde, Bodenniveau in Meter über Adria und schließlich die Gegenüberstellung der Interpretationen von L. ECKHART und R. IGL.

Kapitel 4: „Befundliste“ (S. 69–86) enthält ebenfalls in übersichtlicher Tabellenform die neuen Nummern der Einzelbefunde der Baureste, eine detaillierte Beschreibung im Hinblick auf Zusammensetzung und Baumaterial, die Angaben zur absoluten Höhe in Meter über Adria und den Verweis auf die zugehörige Abbildung. Diese erstmalige Zusammenstellung des Datenmaterials ermöglicht Analysen der Gebäudeteile im Hinblick auf Zusammengehörigkeit, bauliche Abfolge etc.

Kapitel 5: „Das Verhältnis der Kirche St. Laurentius zur Siedlung Lauriacum-Lorch in Spätantike und Frühmittelalter – ein Beitrag zur Kontinuitätsdiskussion“ (S. 87–97) widmet sich der Geschichte der Laurentiuskirche.

Kapitel 6: „Literaturverzeichnis“ (S. 98–99) enthält die abgekürzt zitierten Arbeiten.

Kapitel 7: Abbildungen (S. 103–169) vermittelt mit insgesamt 134 Schwarzweiß-Abbildungen in großzügiger Weise eine Vorstellung von den komplexen Verhältnissen der Befunde in der Unterkirche von St. Laurenz.

2 P. SCHERRER, Grabbau – Turmburg – Praetorium. Angeblich römerzeitliche Sakralbauten und behauptete heidnisch-christliche Kultkontinuitäten in Noricum (Berichte und Materialien 4). Wien 1992, 14–26.

3 G. FLEISCHMANN, Monumentale Apsidensäle und apsidale Basiliken. Untersuchung zur Ausprägung zweier Leittypen der kaiserzeitlichen bzw. spätkaiserzeitlichen Repräsentationsarchitektur mit dem Ziel der Interpretation des großen beheizbaren Apsidensaales unter der Kirche St. Laurenz in Lorch/Enns. Unpubl. Dipl. Wien 1999, 241–257. In der Arbeit von R. Igl wird der Verfasser fälschlich als R. FLEISCHMANN zitiert.

Kapitel 8: „Abbildungsnachweis“ liefert die Hinweise auf die Herkunft der Abbildungen, wobei hier dem Leiter des betroffenen Museums die kritische Bemerkung erlaubt sei, dass keine Angaben zu Bildrechten der Abbildung auf dem Einband vorhanden sind – es handelt sich dabei um ein Detail aus dem Gemälde „Belagerung von Enns durch die Bauern 1626“ im Ratssaal des Museum Lauriacum in Enns.

Einige inhaltliche Korrekturen und Ergänzungen erscheinen aus Sicht des Rezensenten angebracht:

Bei Fig. 1 (S. 10) „Überblick über die topographische Situation“ ist das östlich des Legionslagers befindliche Gräberfeld Steinpass fälschlich als Siedlungsbereich eingetragen; außerdem entspricht die auf der Karte ausgewiesene Breite des Bleicherbaches mit 25 bis 75 m keineswegs den tatsächlichen Gegebenheiten.

Unerwähnt bleibt (S. 12), dass ein „in Lorch gefundener Schmuckanhänger in Sichelmondform, ein Lunulaanhänger“ auf der Vorderseite drei eingepunzte Kruckenkreuze trägt, was für die Interpretation doch ganz wesentlich ist. Ob das Stück aber, wie angegeben, ins 6./7. Jh. zu datieren ist und als Zeugnis für das Christentum der nachrömischen Zeit in Anspruch genommen werden kann, wie auch L. ECKHART annimmt, sei dahingestellt.

Die frühchristliche Kirchenanlage auf dem Lavanter Kirchbichl liegt nicht in Kärnten, wie R. Igl angibt (S. 44), sondern in Osttirol.

Nicht verständlich ist die Aussage, „dass bei beiden Kirchen (sc. der älteren Phase der Bischofskirche von Teurnia und der frühchristlichen Kirche unter der heutigen Laurentiuskirche in Lorch) die Fundamente der Klerusbank weiter gegen Westen laufen, als Substruktion für die Abschränkung“ (S. 45). Der konservierte Befund in der Unterkirche und die Dokumentation von L. ECKHART lassen erkennen, dass die Klerikerbank, die der Ausgräber als inneres Element eines Umgangs gedeutet hat, mit jeweils einer Spolie als westlichem Abschluss endet. Von einer Fortsetzung als Fundamentierung für die zweifelsohne ursprünglich vorhandene Abschränkung des Altarbereiches kann daher keine Rede sein. Die massivere Gestaltung des Fundamentes am Ende der Klerikerbank in Lorch deutet darauf hin, dass dort vielleicht jeweils eine Säule aufgestellt war. Bedauerlicherweise fehlen jedoch jegliche Hinweise auf die architektonische Gestaltung des Altarbereiches und des Inneren der frühchristlichen Kirche. Eine mögliche Erklärung ist aus meiner Sicht die Umgestaltung des Kircheninneren auf Grund der geänderten liturgischen Gegebenheiten im Mittelalter.

Die älteste im Original erhaltene Stadtrechtsurkunde Österreichs, die im Stadtarchiv Enns im Museum Lauriacum aufbewahrt wird, wurde am 22. April 1212 ausgestellt. Sie enthält und fixiert die rechtlichen Bestimmungen,

Rezensionen

die in der Stadt Enns gültig waren. Enns wurde daher 1212 nicht zur Stadt erhoben, wie R. IGL schreibt (S. 61 und 96).

Die Vergrößerung der Sakristei erfolgte nicht 1479/87 (S. 66), sondern 1478/79 wie die Jahreszahl an der südlichen Außenwand der Sakristei angibt. Die urkundliche Erstnennung von Altenstat, einem nördlich des heutigen Ennsener Stadtzentrums gelegenen Siedlungsbereiches, stammt nicht aus dem Jahr 1526 (S. 95), sondern findet sich bereits im Vermögensverzeichnis aus der Zeit knapp vor 1400.

„Dass wir dieses (großartige bauhistorisch-archäologische Denkmal) bis heute studieren können, ist allen voran Lothar Eckhart zu verdanken“, wie R. IGL schreibt (S. 97), entspricht nicht ganz den Tatsachen. Denn es war vor allem Dr. Eberhard MARCKHGOTT, der spätere Pfarrer von Enns-St. Laurenz, der sich unermüdlich für die Erhaltung und Zugänglichkeit der unter der Laurentiuskirche freigelegten Vorgängerbauten eingesetzt und dies trotz vieler Probleme durchgesetzt und erreicht hat.

Bei manchen Fragestellungen, u. a. beim Reliquienkult, bei der Behandlung der frühchristlichen Kirche und bei der Kontinuität, erscheint eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der Thematik unter Einbeziehung der wichtigsten Literatur unumgänglich.

In mehreren Abschnitten stützt sich R. IGL auf die Forschungen von Jochen GIESLER, der freilich im Vorwort anführt, sein Manuskript sei zwar 1990 eingereicht worden, das Buch aber erst 1997 erschienen⁴. Es ist nicht erklärlich, warum bei der Darstellung der historischen Entwicklung beispielsweise keine der Arbeiten von Herwig WOLFRAM zitiert wird, der sich wiederholt ausführlich mit der spätantiken und frühmittelalterlichen Geschichte des Ostalpenraumes, der Vita Severini und der Überlieferung zu Bischof Rupert beschäftigt hat⁵. Desgleichen fehlen Hinweise zur Ennsener Geschichte des Früh- und Hochmittelalters – denn dass die frühmittelalterliche Siedlung im Bereich des ehemaligen Legionslagers und nicht auf dem heutigen Stadtberg zu lokalisie-

⁴ J. GIESLER, *Der Ostalpenraum vom 8. bis 11. Jahrhundert. Studien zu archäologischen und schriftlichen Zeugnissen. Teil 2: Historische Interpretation (Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie, Materialien und Forschungen 1)*. Rahden/Westf. 1997, VIII: „Den hier vorliegenden Teil der Arbeit habe ich im Manuskript Ende 1990 bei der Spätromischen Kommission eingereicht. Danach habe ich noch eine Überarbeitung des Textes, jedoch keine tiefgreifenden sachlichen Änderungen mehr vorgenommen und auch keine jüngere Literatur mehr eingearbeitet; mein Kenntnisstand in dieser Hinsicht repräsentiert also etwa die Mitte der achtziger Jahre.“

⁵ Z. B. H. WOLFRAM, *Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung. Österreichische Geschichte 378–907*. Wien 1995 und Ders., *Salzburg – Bayern – Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 31)*. Wien – München 1995 mit ausführlichen Literaturangaben.

ren ist, hat Willibald KATZINGER in mehreren Arbeiten vertreten⁶. Bedauerlich erscheint weiters, dass jüngere Literatur etwa zu Lauriacum oder zum frühen Christentum in Lauriacum nicht berücksichtigt worden ist⁷. Es ist auch verwunderlich, dass eine am 23. und 24. April 2004 in Lorch und Linz abgehaltene wissenschaftliche Tagung, bei der neue Erkenntnisse zur Chronologie und Interpretation der unter der heutigen Basilika St. Laurenz freigelegten Baureste sowie ausgewählte Fundkomplexe vorgestellt wurden, nicht erwähnt wird, obgleich der Autor des hier besprochenen Buches an dieser Veranstaltung teilgenommen hat und Details der dort vorgetragenen Forschungsergebnisse in seiner Arbeit aufscheinen⁸.

Reinhardt HARREITHER

Roman ZEHETMAYER, *Urkunde und Adel. Ein Beitrag zur Geschichte der Schriftlichkeit im Südosten des Reichs vom 11. bis zum frühen 14. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 53). Böhlau Verlag, Wien – Oldenbourg Verlag, München 2010. 388 S., 11 Abb.

Der durch seine Arbeiten am Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark und am Niederösterreichischen Urkundenbuch bestens ausgewiesene Autor legt mit diesem Buch jene breite Darstellung des mittelalterlichen adeligen Urkundenwesens in den Herzogtümern Österreich und Steiermark (mit kurzen vergleichenden Ausblicken auf Kärnten) vor, die die Urkundenforschung bislang vermisst hat. Da Zehetmayer in seine Fragestellung auch den rechts-, sozial- und kulturgeschichtlichen Hintergrund einbezieht, ist eine profunde Beschreibung des Verhältnisses entstanden, in dem der österreichische und stei-

6 Vgl. W. KATZINGER – J. EBNER – E. M. RUPRECHTSBERGER, *Geschichte von Enns*. Enns 1996, 63–112.

7 Als Beispiele genannt seien etwa H. UBL, *Lauriacum. Die zivilen Siedlungsräume*. In: M. ŠAŠEL KOS – P. SCHERRER (Hg.), *The autonomous towns of Noricum and Pannonia – Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien* (Situla 40). Ljubljana 2002, 257–276 = DERS., *Lauriacum – die zivilen Siedlungsräume*. In: G. WINKLER (Hg.), *Schausammlung „Römerzeit“ im Museum Lauriacum – Enns 1* (Forschungen in Lauriacum 12/1 – Sonderband I/1). Enns 2006, 57–83 und Florian 2004, entflammt. Katalog zu den Ausstellungen Enns – Lorch – St. Florian. Linz 2004.

8 Ein Rekonstruktionsvorschlag des Apsidensaales, der frühchristlichen Kirche und der romanischen Kirche nach den Angaben des Rezensenten wurde auf DVD während der Ausstellung im Jahr 2004 in der Unterkirche präsentiert. Eine kurze Zusammenfassung bieten R. HARREITHER, *Das frühe Christentum am österreichischen Donaulimes – zwischen Florian und Severin*. In: Florian 2004, entflammt. Katalog zu den Ausstellungen Enns – Lorch – St. Florian. Linz 2004, 37ff. und DERS., *Enns – Lauriacum. Eine Großstadt am Rande der zivilisierten Welt*. In: Chr. SCHWANZAR – G. WINKLER (Hg.), *Archäologie und Landeskunde. Beiträge zur Tagung im Linzer Schlossmuseum 26.–28. April 2007* (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 17). Linz 2007, 144ff.

Rezensionen

rische Adel im hohen und späten Mittelalter zur Schriftlichkeit insgesamt gestanden ist. Nicht zuletzt bieten Zehetmayers Studien durch die Berücksichtigung der Fragen nach Überlieferung und Archivierung des untersuchten Materials aber ebenso wichtige Einblicke in das frühe Archivwesen des Adels. Die tief schürfenden Forschungen umfassen den langen Zeitraum vom 11. bis in das 14. Jahrhundert – in Einzelfragen reichen sie mitunter sogar über dieses Jahrhundert hinaus – und damit die Entwicklung von der einfachen diplomatischen Form der unbesiegelten und objektiv formulierten „Notitia“ mit Zeu-gennennung zur ausgeformten Siegelurkunde.

Der Autor hat sein Buch in drei Teile gegliedert und beginnt mit der Zeit, in der bei Rechtsgeschäften unter Adeligen der mündliche Zeugenbeweis weitaus vorherrschend war. Schriftlich-urkundliche Aufzeichnungen über Rechtshandlungen zwischen adeligen Partnern haben, wie Zehetmayer zeigt, bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts – von Einzelfällen abgesehen – keine Rolle gespielt. Diese wenigen Ausnahmen werden im 1. Teil der Arbeit („Adel und Notitia“) eingehend behandelt, wobei grundsätzlich Zehetmayers Klarstellung der Terminologie zu begrüßen ist, wonach zwischen „Notitien“ des Adels und „Traditionsnotizen“ der geistlichen Institutionen (in Abgrenzung von der „Notiz“ in der allgemein gebräuchlichen Bedeutung eines formlosen Vermerkes) unterschieden werden sollte (12f.). Die frühesten bekannten Beispiele vom Adel veranlasster Notitien – Eheverträge eines Formbacher Grafenpaares aus der Zeit um 1067–1075 sowie eines Freisinger Vizedoms und dessen Frau zwischen 1070 und 1076 – regelten bezeichnenderweise eine relativ komplizierte Materie. Schon in diesem Abschnitt des Buches zeigt sich ein großer methodischer Vorzug, indem Zehetmayer stets entweder im Text oder in den Fußnoten alle denkbaren Möglichkeiten der Interpretation darlegt und selbst kritisch diskutiert.

Im Gegensatz zu den wenigen Notitien des Adels ist eine große Zahl von hochmittelalterlichen Traditionsnotizen über Rechtsgeschäfte zwischen Adeligen und Klöstern bzw. geistlichen Institutionen – vornehmlich Güterschenkungen von Adeligen, aber auch Tausch- und Kaufhandlungen – vor allem in den Traditionsbüchern der betreffenden geistlichen Empfänger-Kommunitäten überliefert. Bei ihrer Untersuchung kommt Zehetmayer zu dem Ergebnis, dass sich der Adel offenbar von Traditionsnotizen und –büchern als Beweismittel nicht beeindrucken lassen habe (68f., 293), wobei er sich in der Hauptsache auf den Befund stützt, dass nach Aussage der bekannten Quellen in keinem Streitfall vor Gericht auf Traditionsnotizen oder –bücher als Beweismittel oder Argument hingewiesen wird. Nicht ausschließen will der Autor jedoch, dass „Traditionsnotizen und Einträge in Kodizes“ vielleicht bei der außergerichtlichen Streitbeilegung eine Rolle gespielt haben (69f.; siehe dazu

auch 293), die, wie Zehetmayer feststellt (80f., 294), mehr als die Hälfte der bekannten Streitfälle ausgemacht hat und die zumeist mit einem Vergleich oder mit Geldabfindungen von Seiten der beklagten Klöster und Stifte geendet haben. Da entsprechende An- und Einsprüche von Angehörigen, Erben oder Verwandten der jeweiligen adeligen Tradenten hauptsächlich gegen Güterschenkungen an die verschiedenen geistlichen Empfängerinstitutionen nach Feststellung von Zehetmayer zumeist von der (zwangsläufig unmittelbar betroffenen) ersten Nachfolgegeneration erhoben worden sind, also zu einer Zeit, in der zumindest noch ein Teil der Handlungszeugen gelebt hat, sieht er in Verbindung mit einer angenommenen Ersitzungsfrist von 30–40 Jahren beim hochmittelalterlichen Adel auch keinen Bedarf nach schriftlichen Beweismitteln über den allseits anerkannten mündlichen Zeugenbeweis hinaus. Zehetmayer gesteht also Traditionsnotizen und Traditionskodizes keine „Rechtskraft per se“ (293) zu und betont die Singularität eines Falles aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wonach eine Traditionsnotiz über ein in Haus in der Stadt Steyr betreffendes Rechtsgeschäft zwischen einem landesfürstlichen Ministerialen und dem Johanniterorden in die Traditionsbücher des steirisch-oberösterreichischen Benediktinerklosters Garsten aufgenommen wurde (34f., 53, 66f., 293). Bei diesem Beispiel ist übrigens unbekannt, welcher der zwei Geschäftspartner (oder waren es beide?) die Anfertigung einer Notitia bzw. deren Aufzeichnung im Traditionsbuch vom Abt des Klosters erbeten hat. Alles in allem ist jedoch eine eingeschränkte (?) Rechtswirksamkeit von Traditionsnotizen und -büchern – etwa nur im geistlich-kirchlichen Bereich, der als in der Regel Begünstigter ein besonderes Interesse an der Rechtssicherung haben musste, und in der außergerichtlichen Streitbeilegung – schwer vorstellbar in Anbetracht der Vielzahl überlieferter Traditionsnotizen, von denen die meisten Besitzschenkungen des Adels zum Inhalt haben, manche mitunter sogar mehrstufige Streitfälle mit Adeligen wiedergeben und die meisten Besitzstreitigkeiten mit Adelspersonen mit Kompromissen geendet haben, sowie der Tatsache, dass sich in Traditionsbüchern vereinzelt auch Aufzeichnungen rechtlicher Entscheidungen z. B. von Schiedsgerichten und Weistümern ebenso wie Abschriften und Inhaltsangaben von Siegelurkunden finden. Dieser Problemkreis müsste daher auf jeden Fall auf breiterer bayerisch-süddeutscher Grundlage nochmals überprüft und überdacht werden.

Im 2. Teil des Buches („Der Adel und die Durchsetzung der Siegelurkunde bis um 1230“) verfolgt Zehetmayer das Aufkommen und den noch vereinzelt Gebrauch von Siegeln beim Adel und analysiert dessen Einstellung gegenüber diesem neuen Beweismittel. Demnach treten um 1170 die Edelfreien Burkhart und Judith von Mureck als erste adelige Siegler in Erscheinung. Das auf

Rezensionen

ihre Veranlassung ausgestellte, besiegelte und im Original erhaltene Schriftstück war eine schlichte Schenkungsnotitia ohne Zeugen für das Stift Seckau. Als erster Ministeriale folgte ihnen in der Siegelführung zwischen 1182 und etwa 1200 Hadmar von Kuenring, bei dessen Mautbefreiung für das Kloster Pomuk bereits von einer einfachen Siegelurkunde mit Anführung von Zeugen gesprochen werden kann. In beiden Fällen zeigen die Siegelbilder Abdrücke antiker Gemmen. Die ersten adeligen Wappensiegel finden sich im Kreise der Ministerialität: 1187–1210 Wichard von Zöbing, nach 1192/94 Herrand von Wildon mit einer Kombination von Familienwappen- und Amtssiegel und 1195/96 Reimbert von Mureck. Für die folgende Zeitspanne von 1200 bis ca. 1230 untersuchte Zehetmayer das Urkundenwesen von fünf ausgewählten österreichischen und steirischen Adelsfamilien und wertete im Anschluss eine von ihm erstellte Tabelle aller anderen bekannten Adelssiegel aus. Als Ergebnis zeigt sich, dass die Kuenringer seit 1182–1200, die Pettauer seit 1197, die Stubenberger seit 1210, die Hardegger seit etwa 1215 und die Liechtensteiner seit 1232 gesiegelt haben; insgesamt ist aber erst seit ca. 1230 eine starke Zunahme der Siegelführung beim höheren Adel (Grafen, Edelfreie, Ministeriale) zu beobachten. Bemerkenswert ist die Feststellung Zehetmayers, dass im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts für Rechtsgeschäfte unter Adeligen keine unbesiegelten Notitien mehr (162), sondern nur noch Siegelurkunden – diese freilich weiterhin im Allgemeinen mit Nennung von Zeugen – gebräuchlich waren. Die erste bekannte Siegelurkunde mit adeligem Aussteller und Empfänger ist eine für die eigene Familie bestimmte, sehr schlichte, besiegelte Notitia des Hadmar von Kuenring aus dem Jahr 1217 ohne Zeuggennennung. Siegelurkunden waren allerdings noch keineswegs zahlreich und wurden in den meisten Fällen von Angehörigen der geistlichen Empfängerinstitutionen geschrieben. Die Frage, was den Adel in Österreich und in der Steiermark zur Akzeptanz des Siegels als Beweismittel bzw. zur Siegelführung bewogen hat, beantwortet Zehetmayer mit dem Hinweis auf die Klöster und Stifte, die selbst bereits seit etwas längerer Zeit Siegel geführt haben und jene Partner waren, mit denen der Adel die meisten seiner Rechtsgeschäfte abschloss. Diesen „Wunsch“ von Seiten der geistlichen Empfänger dürfte Zehetmayer allerdings etwas überbewerten, zumal auch im 13. Jahrhundert Traditionsnotizen und Traditionsbuch-Führung in den Klöstern und Stiften noch nicht unüblich waren. Er selbst sagt an anderer Stelle: „Die Siegel wurden beim Adel augenscheinlich allmählich angesichts der allgemeinen Entwicklung als Ergänzung zum Zeugenbeweis erkannt und akzeptiert“ (169; siehe dazu auch 295f.). Die wichtige, von Zehetmayer herausgearbeitete Zäsur um 1230 ist vor allem an der steigenden Zahl Siegel führender Familien, an der seither auftretenden Mitsiegelung von Standesgenossen und an der zunehmenden Zahl von Bele-

gen für Notare des Adels ersichtlich. Die weitere Entwicklung des adeligen Urkundenwesens im späten Mittelalter schildert Zehetmayer im 3. Teil seines Buches („Notare, Urkundenwesen und Schriftlichkeit des Adels von um 1230 bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts“) wiederum eingehend am Beispiel der schon im 2. Teil besprochenen fünf Familien und übersichtsweise bei den Herren von Maissau, Seefeld-Feldsberg, Wallsee, Schaunberg, Ebersdorf, Krainichberg, Peggau / Pfannberg, Wildon und Sannegg / Cilli. Jetzt wird nicht nur – nicht zuletzt unter dem wachsenden Einfluss des gelehrten Rechts – die Anzahl der Siegelurkunden immer größer, sondern es ist auch in seit der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert zunehmendem Maße in der Umgebung Adeliger geistliches und weltliches Personal bezeugt, das als „notarius“, „scriptor“, „scriba“ oder „schreiber“ bezeichnet wird, das allerdings an der Anfertigung von Urkunden keinen oder nur einen geringen Anteil gehabt zu haben scheint. Zehetmayer, der in den von ihm gebotenen Kurzporträts dieser Personen den Fragen nach Herkunft, sozialem Stand, (Aus-) Bildung und Karriere nachgeht, sieht die Aufgabe der Notare eher in einer Kontrollfunktion neben ihrem vornehmlichen Wirken in der Herrschaftsverwaltung. Die Herstellung der Urkunden war in der Regel singulär auftretenden „Gelegenheitsschreibern“ überlassen, die in den Quellen nicht näher fassbar sind. Von „Kanzleien“ des Adels kann somit bis in das 14. Jahrhundert nicht gesprochen werden. Hingewiesen sei hier auf Oberösterreich-Betreffe in dem Kapitel „Bemerkungen zu weiteren Adelsnotaren“, in dem die quellenmäßig belegten Notare der Herren von Grünburg, Kapellen, Pernstein-Trixen, Starhemberg und Puchheim verzeichnet sind (258–260). Darüber hinaus verdient die Erkenntnis Zehetmayers Beachtung, dass geistliche Kapläne adeliger Familien anscheinend weder in der Urkundenproduktion noch in der Herrschaftsverwaltung eine bedeutendere Rolle gespielt haben.

„Spätestens seit dem Ende des 13. Jahrhunderts erfasste das Urkundenwesen immer weitere Adelskreise, speziell auch den niederen Adel, ...“ (263). Seit Beginn des 14. Jahrhunderts setzte sich der Gebrauch der Siegelurkunde für Rechtsgeschäfte beim gesamten Adel allgemein durch. Die von Adeligen ausgestellten Urkunden erfuhren allmählich eine Vereinfachung und Standardisierung in Form und Formular; seit 1273 – aus diesem Jahr stammt das älteste Beispiel, eine Übereinkunft zwischen einem Volkensdorfer und einem Kapeller – war Deutsch als Urkundensprache im Vormarsch, was wiederum die Durchsetzung der Siegelurkunde beim Adel begünstigte. Dass auch die Beweiskraft der mit einem Siegel beglaubigten Urkunden im Anstieg begriffen war, zeigt sich daran, dass seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert Zeugenlisten immer weniger werden. Interessant ist Zehetmayers Feststellung, dass der Adel Urkundenfälschungen nicht „im großen Stil“ eingesetzt hat,

Rezensionen

„um sich Vorteile zu verschaffen“ (272). Dieser Frage im Detail nachzugehen, dürfte noch lohnend sein.

Abschließend ist kurz zusammengefasst festzuhalten, dass Roman Zehetmayer in seinem monumentalen Werk eine Fülle von Einzelheiten und Erkenntnissen ausbreitet, die hier bestenfalls angedeutet werden kann. Sein Buch, das, wie bereits eingangs erwähnt, ein Desiderat behebt, beantwortet nicht nur viele bisher offene Fragen, sondern wird zweifellos auch die weitere Urkundenforschung in vielem befruchten. Es besticht durch die beeindruckende Breite seiner Quellengrundlage und seiner Fragestellungen, durch die Vielzahl der eingearbeiteten Literatur und durch die scharfsinnige methodische Interpretation. Zehetmayer hat damit ein Kompendium geschaffen, das künftig in einem Zug mit Heinrich Fichtenaus bekanntem „Urkundenwesen in Österreich“ genannt werden wird – kurzum ein Buch, zu dem Autor und Institut für Österreichische Geschichtsforschung zu gratulieren ist.

Siegfried HAIDER

Eberhard KRAUSS, Exulanten aus dem oberösterreichischen Mühlviertel in Franken, Quellen und Forschungen zur fränkischen Familiengeschichte, hg. v. d. Gesellschaft für Familienforschung in Franken, Bd. 23, Nürnberg 2010, 500 Seiten.

Was Eberhard Krauß hier vorlegt, ist in wahrstem Sinne des Wortes Grundlagenarbeit und eine wesentliche Ergänzung der Thematik der oberösterreichischen Landesausstellung 2010. Erstmals wird auf exakter Basis eine Dokumentation der Glaubensflüchtlinge aus Oberösterreich nach Franken vorgelegt: Erfasst sind alle Mühlviertler Pfarren von Aigen im Mühlkreis bis Zwettl an der Rodl inklusive der nicht im Mühlviertel gelegenen und heute überhaupt nicht mehr zu Österreich gehörigen Pfarre Neuburg am Inn. Krauß bietet eine namentliche Liste der von ihm in Franken festgestellten Exulanten, deren Herkunft von ihm den Mühlviertler Pfarren zugeordnet werden konnte. Insgesamt sind es 3032 Namen, meist mit Angabe des Berufes, der Verehelichung oder eines Todesdatums. Krauß ist sich dessen bewusst, was die Angaben leisten können und was sie verschweigen. Sie belegen erstmals das Ausmaß und die Schwerpunkte der Emigration aus dem Mühlviertel nach Franken. Der Großteil der Exulanten stammt aus dem mittleren Mühlviertel von Gramastetten (347 Exulanten) und Oberneukirchen (350), dazu den benachbarten Pfarren St. Veit, Leonfelden, Zwettl und Hellmonsödt. Richtung Westen und Richtung Osten nehmen die Vertriebenenzahlen jeweils stark ab. Sie sind im Unteren Mühlviertel mit Ausnahme der Stadt Freistadt (207 Exulanten,

hier aber auf einer von den übrigen abweichenden Quellengrundlage, weil auch interne Freistädter Listen von Auswanderungswilligen einbezogen wurden) sehr gering, ebenso im Oberen Mühlviertel. Die Zahlen, das merkt Krauß selber an, dürfen nicht absolut gesetzt werden. Es ist davon auszugehen, dass die Vertriebenenzahlen insgesamt wesentlich höher sind, weil erstens von den fränkischen Kirchenbüchern nicht alle Exulanten erfasst wurden (Kinder oft nicht miterwähnt wurden), weil zweitens Krauß selber aus arbeitstechnischen Gründen nicht alle fränkischen Quellen ausschöpfen konnte, weil drittens Mühlviertler Exulanten wohl auch in andere Regionen als nach Franken emigriert sind und weil viertens auch die Herkunft der nach Franken kommenden Exulanten oft nicht befriedigend vermerkt ist, es z.B. mehrere Hofkirchen, Pfarrkirchen etc. gibt und damit eine exakte geographische Zuordnung oft unmöglich wird. Und dass man in einem derartigen Quellenwerk auch manchen geographischen Detailfehler finden wird, mindert den enormen Wert der Arbeit in keinerlei Weise.

Entscheidend ist die Interpretation: Krauß stellt in einer kurzen Auswertung seiner Listen die Frage nach den Gründen der Emigration: wurden die Leute aus religiösen Gründen vertrieben oder wählten sie aus wirtschaftlichen Gründen die Auswanderung - eine alte Streitfrage der Emigrationsforschung. Krauß kritisiert Alfred Hoffmanns Vermutung, dass auch wirtschaftliche Gründe bei den Motiven der Auswanderung mit eine Rolle gespielt haben könnten. „Ohne jeden Beleg“, so Krauß, schreibe Hoffmann: „Offensichtlich war sogar eher die Möglichkeit, in den verwüsteten Gegenden des Reiches zu selbständigen Wirtschaften zu gelangen, für viele neben dem religiösen Motiv mit ein Beweggrund zur Auswanderung.“ Krauß kritisiert dann Walter Lehnert und Georg Barth, die in ihrer Veröffentlichung über die oberösterreichischen Exulanten im Brandenburg-Ansbachischen Amt Stauf-Landeck diese Argumentation übernommen hätten, und dass andere wie der von ihm namentlich genannte Kirchenhistoriker Karl Rehberger „diese nicht haltbare These auch heute noch ab- und nachgeschrieben“ hätten. Allerdings vergibt Krauß seinerseits die Chance, für seine Position, dass „ausschließlich der religiöse Zwang maßgeblich“ gewesen sei, stichhaltige Belege zu sammeln. Er beschreibt nur recht allgemein, dass in Oberösterreich die Gegenreformation so strikt durchgezogen wurde, dass nur der Religionswechsel oder die Vertreibung in Frage kamen. Das wird sicherlich stimmen, auch wenn es südlich der Donau wirtschaftlich potentere Gebiete als das Mühlviertel gab, wo nicht ganz so strikt verfahren wurde und sich „Protestanten“ und „Kryptoprotestanten“ lange bzw. bis heute behaupten konnten. Noch schwächer wird seine Position, wenn er argumentiert, dass die Gebiete in Franken vom 30jährigen Krieg so stark verwüstet worden seien, dass wohl niemand motiviert gewesen sein könnte,

Rezensionen

dorthin aus wirtschaftlichen Gründen zu emigrieren. Er meint, dass Gebiete wie Franken, die „durch den Dreißigjährigen Krieg Bevölkerungsverluste von 40 bis 50 Prozent hinnehmen“ hätten müssen, für Auswanderer nicht so attraktiv gewesen sein könnten, dass sie deswegen ihre Heimat verlassen hätten. Was Krauß allerdings nicht macht, aber leicht hätte tun können, ist: die Sozialstruktur der Emigranten und Emigrantinnen auszuwerten. Dann hätte er bemerkt, dass z.B. in der sehr großen Pfarre Rohrbach unter den 43 von ihm namentlich verzeichneten Exulanten und Exulantinnen etwa dreißig eindeutig den Unterschichten zuzuordnen sind, die wenig zu verlieren hatten und vielleicht viel zu gewinnen hofften: Leinenweber, Soldaten, Maurer, Webergesellen, Brauknechte, Tagwerker und uneheliche Kinder, die in der Heimat wenig Chancen einer Hausstandsgründung vorfanden und die Auswanderung auch als wirtschaftliche Chance sehen konnten, auch wenn sich diese Erwartungen auch im Zielland in den seltensten Fällen erfüllten. Stichproben liefern für alle Pfarren einen extrem hohen Anteil der Unterschichten unter den Exulanten. Aber auch bei den wenigen Angehörigen der Oberschicht könnte die Motivation eine andere gewesen sein als von Krauß vermutet. Nur fünf Rohrbacher Exulanten sind eindeutig den Oberschichten zuzurechnen: der Marktschreiber, ein Weinwirt und drei Landwirte, darunter Hans Lindorfer, Bauer in Grub, Grundherrschaft Lichtenau. Es lohnt sich, dieses Beispiel exemplarisch nachzurecherchieren: Grub ist bis heute eine Ortschaft mit einem einzigen großen Bauernhof, dem weitaus größten der Pfarre Rohrbach, und mehreren Kleinhäuslern. Bis ins späte 19. Jahrhundert war der Hof im Besitz der Lindorfer. Es dürfte also so sein, dass ein Zweig der Familie Lindorfer konvertiert und in Grub verblieben ist, während der andere Familienzweig ausgewandert ist und mit einem entsprechenden Kaufschilling in der Tasche eine Chance im verarmten Franken gesucht hat. Die Lindorfer in Regensburg waren, wie die von Krauß angeführten Eheschließungen zeigen, dort offensichtlich recht erfolgreich. Wechsel und Beharrung in Religionssachen waren eben nicht nur eine Frage der Überzeugung, sondern auch der wirtschaftlichen oder familienpolitischen Strategien, gerade bei Oberschichten. Auch dass sich unter den von Krauß erfassten Mühlviertler Auswanderern nach Franken auch Katholiken befanden (immerhin etwa 20 Personen, auch in diesem Fall vorwiegend aus den Unterschichten, ein „Bettelmann“, eine Witwe, ein Webergesell etc., die in den evangelischen Zielgebieten natürlich eine entsprechende Diskriminierung zu gewärtigen hatten, z.B. Jörg Wernheer, der als Katholik im fränkischen Lohr beerdigt wurde, wobei im Kirchenbuch steht: „wurde ihm aus Gnaden eine Leichenpredigt getan mit gar wenigen Ceremonien“), lässt Krauß an seiner These nicht zweifeln, dass ausschließlich religiöser Druck für die Emigration verantwortlich gewesen sei.

Zusammenfassend: Eberhard Krauß hat eine beeindruckende Quellenstudie erbracht, die erstmals die quantitativen Dimensionen der Emigration aus dem Mühlviertel im 17. Jahrhundert erkennen lässt. Wie viele wichtige Quellensammlungen eröffnet sie aber viele neue Fragen, etwa die nach den so starken Unterschieden zwischen dem oberen, mittleren und unteren Mühlviertel und nach der Sozialstruktur der Emigranten. Bei näherer Betrachtung stärken die von Krauß erarbeiteten Ergebnisse eher die Position, dass auch wirtschaftliche Motive bei der Emigration eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben mögen, als dass sie diese These schwächen würden.

Roman SANDGRUBER

Musikort Kloster. Kulturelles Handeln von Frauen in der Frühen Neuzeit. Herausgegeben von Susanne RODE-BREYMANN unter Mitarbeit von Katharina TALKNER. Musik – Kultur – Gender. Hgg. v. Annette KREUTZIGER-HERR, Dorle DRACKLÉ, Dagmar von HOFF, Susanne REGENER und Susanne RODE-BREYMANN, Bd. 6. Köln – Weimar – Wien: Böhlau Verlag, 2009. ISBN 978-3-412-20330-6. 274 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Die Kultur der alten Frauenklöster ist in Österreich, die Benediktinerinnenabtei Nonnberg in Salzburg ausgenommen, heute nur schwer oder kaum mehr fassbar. Viele Frauenklöster – Benediktinerinnen, Zisterzienserinnen, Augustiner Chorfrauen – haben sich während der Reformation aufgelöst, weitere wurden unter Kaiser Josef II. als für die Interessen des Staates nutzlos erachtet und per staatlichem Dekret aufgehoben. Beide Male sind die Kulturgüter, Archive, Bibliotheken, Kunstwerke und großteils auch die Klosterbauten mit äußerst wenigen Ausnahmen achtlos zerstreut worden und weitgehend verloren gegangen. Somit fehlen uns heute die wesentlichen Grundlagen, um über die Kunst- und Kulturpflege der einstigen Frauenklöster, hier im Speziellen über das Musikleben, Zuverlässiges erfassen zu können.

Im hier vorliegenden Buch geht es um die kulturellen Leistungen von 18 noch bestehen Frauenkonventen in Niedersachsen, die sich seinerzeit der Reformation anschlossen, protestantisch wurden und unter dem Schutz des Landesherren blieben und die althergebrachte klösterliche Tradition in ihren vielen Facetten zum Teil bis heute weiterpfl egten. Wertvolle Kulturgüter und kostbare Dokumente über das Kultur- und Musikleben blieben dadurch erhalten. Die Absicht, das aus der Vergangenheit Bewahrte in seiner ursprünglichen Bedeutung den Menschen von heute wieder bewusst zu machen, führte zu einem interdisziplinär konzipierten Forschungsprojekt mit einem entsprechenden Symposium, dessen Referate hier vorliegen. Hier kam aber nicht nur die Wis-

Rezensionen

senschaft im strengen Sinn zu Wort, sondern es sollte auch zur Begegnung mit dem gegenwärtigen Klosterleben und dessen geistiger Prägung kommen. Dazu gehörten auch Konzerte, in denen Werke aus alten Aufzeichnungen dieser und anderer Frauenklöster, vor allem auch Kompositionen von Klosterfrauen erklangen. Eine dem Band beigelegte CD vermittelt einen hörbaren Eindruck von deren Musikkultur. Das Symposium ist aber nicht allein auf die Musikkultur konzentriert. Um hier ein möglichst umfassendes Gesamtbild präsentieren zu können, wurden auch die eng mit dem Musikleben verbundenen kulturellen Tätigkeiten der Wissenschaftspflege, der Spiritualität, die soziale Herkunft der Klosterfrauen, die Porträtsammlungen der Äbtissinnen, die Gartenkultur und die Lieddichtungen der niedersächsischen Landesfürstin Elisabeth von Calenberg (1510–1558) erörtert.

Auch wenn alle Vergleiche hinken, aber dieser Band kann uns die Augen für die Kultur der fast vergessenen Frauenklöster unseres Landes öffnen und deren vielfältige kulturelle Leistungen erahnen lassen.

Karl MITTERSCHIFFTHALER

Markwart HERZOG und Huberta WEIGL (Hg.): *Mitteleuropäische Klöster der Barockzeit. Vergegenwärtigung monastischer Vergangenheit in Wort und Bild*. Irseer Schriften, Studien zur Wirtschafts- Kultur- und Mentalitätsgeschichte, N.F. Band 5. UVK Verlagsgesellschaft mbH., Konstanz 2011. ISBN 978-3-86764-189-0.

Dem kunsthistorisch Interessierten ist es ein vertrautes Phänomen, dass die barocke Kunst älteres Denkmalgut bewusst mit einbezieht, sei es als architektonisches Gesamtbild, sei es in archäologischer oder religiöser Motivation zur Beförderung des eigenen Ansehens oder in seelsorglich-didaktischer Absicht. Im Kunstdenken der Klöster generiert sich dieser Aspekt zu einem wesentlichen Faktor der eigenen Geschichte, der Ordensgemeinschaft oder in Hinblick auf die übernommenen Aufgaben. Die allgemeine Entwicklung der Geschichte als Wissenschaft kommt dieser barocken Rückbesinnung stark entgegen, indem Gelehrte wie Mabillon (1632-1707) erstmal neuzeitlich-kritisch die schriftlichen und dinglichen Quellen der Kirche und ihrer Einrichtungen hinterfragen. Der Umstand, dass Mabillon selbst dem Benediktinerorden angehörte, beförderte die Wirkung und Ausbreitung seines Denkens in den europäischen Klöstern. So beginnen die Klöster, sich gezielt mit der eigenen Geschichte zu befassen, ihre Quellen zu sammeln, zu erschließen und das Ergeb-

1 Schwäbisches Tagungs- und Bildungszentrum Kloster Irsee, Klosterring 4, 87660 Irsee.

nis der Bemühungen zu publizieren. Die gleichzeitig auch durch historische Umstände wie die Gegenreformation geförderte Kunst wird in den Dienst genommen; nicht zuletzt als Medium der Propaganda und im Sinne einer monastischen *corporate identity*.

Die vorliegende Publikation ist das Ergebnis einer Tagung, die zum selben Thema 2009 an der Schwabenakademie Irsee¹ stattfand. Unter den 14 Beiträgen namhafter Historiker und Kunsthistoriker empfiehlt sich als Einführung jener der Wiener Mitherausgeberin Huberta Weigl, *Monastische Kunst und Geschichtsschreibung im 17. und 18. Jahrhundert. Zur Gegenwart der Vergangenheit*. Alleine ihr umfangreicher Anmerkungsapparat bildet eine umfassende Übersicht zu Thema. Der Beitrag selbst informiert konzise und kompetent über den geistesgeschichtlichen Hintergrund, die möglichen Inhalte und die vielfältigen Ausdrucksformen der Bewegung.

Entsprechend anregend bunt sind auch die einzelnen Beiträge über lokal relevante Ereignisse und Fakten der Ordens- und Klostergeschichte und deren Darstellung in Grabmälern, Altären und figuralen Denkmälern, Bildern (Fresken, Thesenblättern, Äbte tafeln) Dokumenten oder kunstgewerblichen Artefakten (z. B. Fliesen). Der Bogen der mehr oder minder ausführlich Berührten Klostersiedlungen reicht von Böhmen (Plass und Osseg) über die süddeutschen Abteien Baumburg, Polling, St. Mang in Füssen, Ottobeuren, Ebrach, Salem und St. Emmeram in Regensburg, die Schwarzwaldklöster St. Peter, Oberried und St. Ulrich bis zu den Schweizer Bodenseeklöstern. Österreichische Beiträge behandeln das Göttweiger „Altmanni-Thesenblatt“ von 1691 und die vermeintliche Gründungsurkunde von St. Andrä an der Traisen (998). Den Anteil der kloster eigenen Tradition und die zentrale Rolle des Bauherrn für die Programmbildung macht Werner Telesko in akribischer Weise an den Langhausfresken von Melk sichtbar, während Sibylle Appuhn-Radtke die Quellen und Denkmäler der großen Jubiläumsfeier von Kremsmünster 1677 ereignishaft zusammenführt. Gerade hier macht der Umstand, dass als bedeutendste Leistung des Kremsmünsterer Jubeljahres die neue Marienkapelle entstand, die Grenzen der wertvollen und bereichernden Unternehmung bewusst: Im Konzert der Ereignisse wird Architektur als Traditionsträger und aktualisierte Erinnerung über die reine Baugeschichte hinaus nur ausnahmsweise sichtbar.

Die vorliegende Publikation ist besonders auch aus österreichischer Sicht ein sehr willkommener Beitrag zur klösterlichen Kunst- und Geistesgeschichte. Es ist zu hoffen, dass er auf diesem lohnenden und noch weithin unbestellten Feld zahlreiche Nachfolge findet.

Johann STURM

Rezensionen

Rupert Gottfried FRIEBERGER, Kirchenmusikpflege an der Praemonstratenserabtei Schlägl von 1838 (Beginn der Regierung des Abtes Dominik Lebschy) bis 1941 (Beschlagnahme des Stiftes durch das nationalsozialistische Regime). Musikwissenschaftliche Beiträge der Schlägler Musikseminare, Bd. VII. Steinbach a. d. Steyr, Fabian Edition 2008. ISBN 3-902143-06-1. 249 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Faksimile.

Rupert Gottfried FRIEBERGER, Orgeln im Stift Schlägl und in seinen inkorporierten Pfarreien. Musikwissenschaftliche Beiträge der Schlägler Musikseminare, Bd. VIII. Steinbach a. d. Steyr, Fabian Edition 2009. ISBN 3-902143-08-8. 257 Seiten mit zahlreichen Fotos und Faksimile.

Zu Musikpflege und Orgelbau des Stiftes Schlägl hat der Autor schon mehrere Beiträge, die größere oder kleinere Zeiträume betreffen, publiziert. Den hier gewählten Zeitraum erschließen bereits einige Publikationen des Verfassers wie auch die Diplomarbeiten von Constanze Effert (Musikgeschichte der Prämonstratenserabtei Schlägl unter besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts. Hausarbeit Mozarteum Salzburg 1977) und Lukas Harald Dikany (Theolog. Hochschule Linz, 1993). Die Publikation ist identisch mit seiner an der Musikuniversität Wien am Institut für Stilforschung von Univ.-Prof. Dr. Hartmut Krones 2008 approbierten Dissertation.

Bei aller Freude über eine solche umfangreiche Publikation zum Musikleben Oberösterreichs entdeckt man schon bei einer oberflächlichen Durchsicht einige Ungereimtheiten. Gewiss kann man eine solche Thematik sehr unterschiedlich darstellen, je nachdem, wie die Aktivitäten erfassbar sind und welche Bedeutung diese haben. Schon dem Inhaltsverzeichnis (mit zwei Zählfehlern!) entnimmt man, dass der Autor den genannten Zeitraum 1838 bis 1941 als eine einheitliche, in sich geschlossene Epoche der kirchenmusikalischen Praxis, in der er keine unterschiedlichen Ausprägungen bzw. Entwicklungen erkennt, behandelt. Kapitelüberschriften wie etwa „II. Charakteristika der Äbte Dominik Lebschy, Norbert Schachinger, Gilbert Schartner und Benedikt Sobotka“, „IX. Der Regens chori als „Amt“ eines Konventualen“, „X. Leitende Personen in der Kirchenmusik im Laienstand“, „XIII. [!] Das Repertoire und die Besetzung“, „XIII. Das Kirchenmusiktagebuch 1927 - 1938“ sind wohl während der Quellenarbeit hilfreich, dienen jedoch in einer musikhistorischen Abhandlung nicht der erforderlichen strukturierten Darstellung, die Zusammenhänge einer allgemeinen Entwicklung der Musikpraxis so wie des sozio-kulturellen Hintergrundes der Klostersgemeinschaft mit den nachgewiesenen musikalischen Leistungen herstellt.

Das einleitende Exzerpt aus der Stiftsgeschichte seit der Gründung bis zum 18. Jahrhundert ist für die Darstellung des Musiklebens des gewählten Zeitraumes in dieser Ausführlichkeit kaum dienlich. Da wäre es wichtiger gewesen auf die aktuelle spirituelle Situation und die intellektuellen und kulturellen Aktivitäten des Konventes einzugehen. Wie hat Schlägl die unmittelbar vorhergehende, die Klöster stark einschränkende Gesetzgebung des Josefinischen Staatskirchentums – erst 1848 wurden die entsprechenden Gesetze endgültig aufgehoben – verwirklicht und auch verkraftet? Wie stand die neue zum Teil noch an den staatlichen Generalseminaren im Geist des Josefismus gebildete Priestergeneration zum gemeinschaftlichen Klosterleben und zur feierlichen Gestaltung der klösterlichen Gottesdienste? Bedurfte es in Schlägl wie in anderen Klöstern einer notwendigen Wiederherstellung des klösterlichen Lebens? Inwiefern wollte Abt Lebschy „den Geist des Hauses“ erneuern? Wenn von Ordensreform (14 f) die Rede ist, müsste man auf den vorgefundenen Zustand und den Erneuerungsbedarf eingehen. Bezüglich der Festlegung des Zeitraumes bleibt die Frage offen, ob mit Abt Dominik Lebschy tatsächlich ein gegenüber der vorhergehenden Zeit neuer Abschnitt der Klostergeschichte einsetzte.

Nicht zweckdienlich scheint auch die präsentierte Ausführlichkeit der Biographien der Äbte und der als Chorregenten nur kurzzeitig tätigen Chorregenten (meist umfangreiche Exzerpte aus Originaldokumenten). Hingegen gibt es kaum konkrete Hinweise, wie die Äbte etwa durch Anweisungen oder Wünsche die Kirchenmusikpflege unmittelbar beeinflusst bzw. kulturelle Aktivitäten angeregt oder gefördert haben. Wo haben die Chorregenten eine musikalische Ausbildung erhalten oder während ihres Studiums als Mitwirkende in der Kirchenmusik entsprechende Erfahrungen sammeln können oder sogar Unterricht erhalten? Als einzige Ausnahme ist der Chorherr Gregor Hiebl genannt, der während seines Theologiestudiums in St. Florian Theorieunterricht beim Stiftsorganisten Josef Seiberl nahm und deshalb als der einzige „studierte“ Musiker angeführt wird. Gab es vielleicht auch privates Musizieren, allein oder in Gemeinschaft? Das zeigt, dass der Autor mit einem sehr engen Horizont an die mit der Musikpflege des Stiftes verbundenen Fragestellungen herangegangen ist. Das Ergebnis ist ein sehr mangelhaftes Bild der Musikkultur des Stiftes. Daraus folgt auch die unzulängliche Strukturierung des Inhaltes. Dies hat seinen Grund auch in der geringen Literaturkenntnis, die uns in den Fußnoten und im weitgehend nicht aktuellen Literaturverzeichnis – die neuere wissenschaftliche Literatur ist dem Autor unbekannt! – begegnet.

Die Kapitel IV bis VIII, die den Cäcilianismus unnötig ausführlich behandeln, hätten ohne weiteres zu einem Kapitel zusammengefasst werden können. Weitschweifige Exzerpte über die Frühzeit dieser Reformbewegung wecken

Rezensionen

den Eindruck, dass diese schon damals in Schlägl wirksam geworden wäre. Allerdings ist beim oberflächlichen Exzerpieren die Darstellung der wesentlichen Reformziele verloren gegangen. Was strebte Franz X. Witt, der hier sogar als „musikalisch talentiert“ bezeichnet wird, mit den restriktiven Grundsätzen des Allgemeinen Caecilienverbandes (ACV) an, die im hier nicht erwähnten Verbandskatalog des ACV definiert wurden? Wodurch unterscheiden sich die Reformziele, für die der Gmundener Organist und Komponist Johann Ev. Habert eintrat und warum er nicht für den ACV werben wollte? Auch Bruckner und andere prominente Kirchenmusiker standen dem ACV ablehnend gegenüber. Leider fehlen Hinweise, wie von den einzelnen Chorregenten in Schlägl die Grundsätze des Cäcilianismus verwirklicht worden sind; ist man jenen des ACV oder eher der etwas liberaleren Linie Haberts gefolgt? Wie wirkte etwa das Vorbild der Kirchenmusik am Linzer Dom? Diesbezüglich wäre von Interesse, welche Kirchenmusik-Zeitschrift(en) in Schlägl abonniert wurde(n). An ganz anderer Stelle, bei der Besprechung des Musikalieninventars (1847–1892), werden die Notenbeilagen aus der Kirchenmusikzeitschrift Haberts (110) angeführt, was darauf eine konkrete Antwort geben würde. Bezüglich „Gregorianik“ – dieser Ausdruck ist mittlerweile kaum mehr üblich – ist dem Autor nicht bekannt, dass der einstimmige Choralgesang während und nach der Zeit der Aufklärung fast völlig verstummt war und nun wieder neu belebt werden musste. Ein (kontinuierliches?) „weiter“-Pflegen (51) entspricht also keineswegs der Realität.

Die Erörterungen über die instrumentalbegleitete Kirchenmusik (110–139) beschränken sich auf Listen (mit alphabetischen Reihungsfehlern) ohne Kommentar über Stil, Besetzung, Schwierigkeitsgrad der Werke. Hier muss der Leser selbst entsprechende Kenntnisse haben. Völlig außer acht blieb die Frage nach dem Erwerb der Musikalien. Hier hätte die Datierung der Musikalien und die Identifizierung der Notenkopisten Aufschluss geben können. Damit hätte man unterschiedliche stilistische Schwerpunkte des unter den einzelnen Chorleitern gepflegten Repertoires feststellen können. Würde man auf einzelne Dokumente genauer eingehen, ließe sich das Kirchenmusikrepertoire durchaus in verschiedene Perioden differenzieren. Als eigenständige Sammlungen müssen die vom ehemaligen Sängerknaben Franz Festl und von Wilhelm Rommersdorfer dem Stift übergebenen Musikalien gesehen werden. Diese dürften daher dort nur zum Teil verwendet worden sein. Dem Autor war hier nicht bewusst, welch wertvolles Material, das viele Frage beantworten würde, er vor sich hatte. Eine entsprechende Auswertung bleibt daher aus. Statt der ineffizienten Materialbeschreibung von Autographen der Schlägler Chorregenten hätte man vom Komponisten Frieberger eine stilkritische Zuordnung, konkrete Angaben über Form, Satztechnik, Besetzung, Schwierig-

keitsgrad usw. erwartet, um ein Bild vom musikalischen Wert dieser Werke und damit auch vom Niveau der Kirchenmusikpflege des Stiftes zu erhalten. Die Werkbeschreibungen (60 ff) verwenden etwas eigenartige, in wissenschaftlichen Arbeiten unübliche Formulierungen, wie „saubere Satzweise“, „harmonisch interessante Wendungen“, „im vierstimmigen Klang“, „den Bass als Solo einstimmig“ (65), „sehr deklamatorisch wird der Text C-Dur behandelt“ (66 f), „das ‚Crucifixus‘ spielt mit Chromatik“, „Eigenkompositionen“ (72). Dasselbe gilt für die Werkbeschreibungen der Schlägler Äbten und Chorherren gewidmeten Kompositionen (147-156).

Die Auflistung von Quellen und Personen in mehreren Kapiteln weist kaum auf musikalische Aktivitäten, herausragende Leistungen, oder Besonderheiten des lokalen Musiklebens hin. Hier wird vor allem die untaugliche Gliederung des Inhaltes spürbar. Wer etwa die Arbeit des rührigen Musikdirektors Adolf Trittinger verfolgen will, muss an mehreren Stellen des Buches nachblättern; dazu fehlt leider ein Register. Reichlich unnötig ist das Kapitel „XIX Der Orgelbau in den inkorporierten Pfarren“, da dieses in einer im Folgejahr erschienenen Publikation nochmals begegnet.

Wie bereits angedeutet, trifft der Leser auf unzählige „unfreiwillige“ Stilblüten bzw. eine etwas eigentümliche, oft auch plumpe Eloquenz: „Überlassung der Archiv-Schlüsseln“ (6), „größte Teil ... des Quellenmaterials bezieht sich auf das Stiftsarchiv“ (6) soll heißen, dass dieses dort aufbewahrt ist; „Geist des Hauses“ (14), womit er Spiritualität meinen dürfte, „sehr positiv“ (36), „recht positiv“ (40), „die interessanteste Komposition Hagers“ (65), „zitiert direkt die zugehörige Gregorianik aus dem Credo III“ (68), „seine [Trittingers] Arbeit ... setzte jedenfalls Maßstäbe für die nach dem Krieg einsetzende Aufbauarbeit auch musikalischer Natur“ (74), „Es ist in der Musiksammlung unter der Signatur MS 229 verwahrt und hat auf dem Titelblatt folgende Aufschrift:“ (154), „die Aufgabe, die ‚Leitung‘ des Chorgebetes innezuhaben“, „direkte Liste“ (171), „diese Exemplare sind alle einzeln händisch erstellt und geschrieben.“ (174), „direkte Pfarrgründung“ (197), „musikalisch am meisten gebildete Person“ (234). Die unsichere Aussage „macht es von der Satzweise her den Eindruck eines Männerchor-Satzes“ (60) kann jeder mit etwas Tonsatzkenntnissen wohl eindeutig entscheiden.

Eine allfällige Korrektur schwerfälliger Formulierungen, Wiederholungen, ausgelassener Wörter, Silben und unzähliger Tippfehler (bei Namen besonders irritierend) hätten den zweifelhaften Wert dieser Arbeit auch nicht mehr gerettet. So werden z. B. als Ende von A. Trittingers Tätigkeit die Jahre 1933, 1934 (71, 74) und 1936 (73) mitgeteilt, auch das Sterbejahr ist nicht richtig. Mehrmals begegnen falsche Vor- und Nachnamen: Anton statt August Scharnagel (35), Gregor statt Georg Arminger (40), Karl Lunze statt Luze

Rezensionen

(48), Desauer statt Dessauer (60), Croci statt Croce (73), Karl Kepter statt Kemppter (137); Nazaräner statt Nazarener (32). Um auf abweichende Orthografie oder irrige Aussagen in Originaltexten hinzuweisen, wird nicht (sic!), sondern üblicherweise [!] oder [sic!] eingefügt. Die beachtliche Menge dieser schwerwiegenden Flüchtigkeiten (der Gebrauch der Leertaste scheint ebenfalls ein Kunststück zu sein!), die mit etwas Sorgfalt zu vermeiden gewesen wäre, sowie der nicht entsprechende inhaltliche Aufbau stellen die Zuverlässigkeit und auch den Wert dieser wissenschaftlichen Arbeit in Frage. Somit klingt das im Widmungstext erwähnte Verständnis des Abtes „für eine niveauvolle Kirchenmusik“ aus dem Mund des Stiftskapellmeisters Frieberger etwas merkwürdig.

Über das Sammeln und die schriftliche Wiedergabe (= „Darstellung der Quellen“, S. 12) einzelner Dokumente teilweise auch in Form von Exzerpten sind einige Kapitel nicht hinausgekommen. Was die einzelnen Dokumente tatsächlich aussagen, kann der Leser oft nur erraten. Das zu publizieren hätte ein Herausgeber, der auf seinen Namen und auf wissenschaftliche Qualität achtet und mit Subventionen sorgsam umzugehen weiß, nicht gewagt. Mit der Verleihung eines gesellschaftlich angesehenen akademischen Grades verbindet man auch eine entsprechende Qualifikation. Die kürzlich an die Öffentlichkeit gedruckenen „Unregelmäßigkeiten“ bzw. Unzulänglichkeiten bei der Abfassung von Dissertationen haben gezeigt, dass man von Verfassern wie auch von Begutachtern ein entsprechendes Maß an Sorgfalt und Verantwortung nicht zu Unrecht erwartet.

Zum Thema Orgelbau hat der Autor schon mehrere Abhandlungen publiziert: 1979 im 1. Bd., 1989 zur Wiederherstellung der Hauptorgel des Stiftes im 4. Band, 1996 einige Beiträge im 5. Bd., 2008 im 7. Bd., 2009 im 8. Bd. derselben Reihe. Und jetzt eine neuerliche Darstellung, die sich bei der Lektüre weitgehend als Wiederabdruck mit nur geringfügigen Überarbeitungen der älteren Publikationen zeigt. Hier stellt sich die Frage nach der „Notwendigkeit“ der neuerlichen Drucklegung, besonders auch mit Rücksicht auf die von verschiedenen Institutionen gewährten Drucksubventionen.

Karl MITTERSCHIFFTHALER

Roman SANDGRUBER, Lenzing. Anatomie einer Industrie Gründung im Dritten Reich (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 9). Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv. Linz 2010.

Roman Sandgruber, Leiter des Instituts für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Johannes Kepler Universität Linz, einer der Experten für oberösterreichi-

sche Geschichte, setzt sich in seinem Band „Lenzing“ mit einer der großen Unternehmensgründungen der NS-Zeit auseinander. Hierbei gelingt es ihm, die Balance zwischen einer Mikrogeschichte mit all ihren Verzweigungen und Besonderheiten und einem gelungenen Fallbeispiel für das System der NS-Industrialisierung in Österreich zu halten.

In bewährter Weise führt er seine Leser über die Vorgeschichte und Arisierung mit all ihren Detailverläufen in die Unternehmensgeschichte ein und zeigt hierbei geschickt die Verfechtung zwischen Wirtschaft, politischem Einfluss und der Macht der NSDAP auf und bietet so auch ein deutliches Bild der daraus entstehende Korruption. Einen weiteren Schwerpunkt stellt die Arbeitskräftebeschaffung dar, der Sandgruber breiten Raum bietet: von den deutsch-österreichischen Problemen über den steigenden Einsatz ausländischer Zivil- und ZwangsarbeiterInnen bis zum Einsatz von KZ-Insassen durch die Einrichtung des Frauen-Konzentrations-Außenlagers.

Aber auch der Fortführung des Unternehmens in den ersten Nachkriegsjahren mit all den bekannten allgemeinen Schwierigkeiten und den firmenspezifischen Problemen geht Sandgruber nach und zeichnet so ein umfassendes Bild der Anfänge eines der wichtigsten oberösterreichischen Industriebetriebe.

In der ausführlichen Zusammenfassung präsentiert Sandgruber noch einmal kurz die zentralen Themen seines Werkes und schafft so dem Leser die Möglichkeit, sich mit den wichtigsten Aussagen des Autors auseinanderzusetzen.

Noch eine letzte Bemerkung: Sandgruber ist zu danken, dass er seinen Zeitrahmen bis 1949 gesetzt hat, da dies interessante Vergleiche zu den Nachkriegsproblemen und –strategien der Steyr-Daimler-Puch-Werke und der VOEST möglich macht, die von Kurt Tweraser in seinem Band „US-Militärregierung Oberösterreich 1945-1950. Band 2: Amerikanische Industriepolitik in Oberösterreich am Beispiel VOEST und Steyr-Daimler-Puch“ als Beispiele dienen.

Michael KITZMANTEL

Simon LOIDL – Peter MÄRZ, „... Garanten gegen den Faschismus ...“. Der Landesverband ehemals politisch Verfolgter in Oberösterreich. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv. Linz. 350 Seiten.

Simon Loidl und Peter März schließen mit dem vorliegenden Buch eine Lücke der österreichischen Zeitgeschichtsforschung: die Darstellung der Geschichte des Landesverbandes ehemals politischer Verfolgter Oberösterreichs. Ihnen gelingt damit ein Werk, das für alle Bundesländer vorbildhaft ist.

Der Band zerfällt in zwei Teile, die beide für sich gut recherchiert sind und

Rezensionen

durch eine klare und gefällige Struktur beeindrucken: Der erste Teil behandelt nach einer Einleitung über die österreichische Situation die Geschichte des „Landesverbandes ehemals politisch Verfolgter Oberösterreich“. Hier gibt Peter März einen gelungenen Überblick über die Strukturen und die organisationsmäßigen Eckpunkte des Landesverbandes – von der Konstituierung bis zu den Bezirksorganisationen, hierbei widmet er der Rolle der Frauen ein eigenes Unterkapitel. In einem zweiten Kapitel wendet er sich den vielfältigen Aktivitäten für Opfer und Hinterbliebene zu. Simon Loidl wendet sich der Aufarbeitung der Entnazifizierung und der Erinnerungskultur zu, bei der das KZ-Mauthausen einen wesentlichen Schwerpunkt bildete. In einem zweiten Kapitel stellt er die nicht unumstrittene Auflösung des KZ-Verbandes auf allen Ebenen dar. Hierbei gelingt es ihm auf relativ engen Raum dieses sensible Thema auch anhand eines Fallbeispiels eindrucksvoll aufzuzeigen.

Im zweiten - von Peter März gestalteten - Teil bietet sich neben einem Abriss über die Entwicklung und die Ziele des Opferfürsorgegesetzes eine statistische Analyse der Opferfürsorgeakten des Landes Oberösterreich, der Akten des „Landesverbandes“ und des „KZ-Verbandes“. Zahlreiche Schilderungen von Einzelfällen und persönlichen Schicksalen machen dabei die allgemeinen Ausführungen, z.B. zur Entwicklung des Opferfürsorgegesetzes, nachvollziehbarer und verständlich.

Manche Detailfragen müssen zwar offenbleiben, die beiden Autoren haben aber im Rahmen ihrer Arbeit das Mögliche getan, um dem Leser dieses vielfältige und sensible Thema nahezubringen.

Michael KITZMANTEL

Dirk van HUSEN und Jürgen M. REITER [Hg.], Die Löss-Sequenz Wels/Aschet (ehemalige Lehmgrube Würzburger). Ein Referenzprofil für das Mittel- und Jungpleistozän im nördlichen Alpenvorland (MIS 16 bis MIS 2). Mitteilungen der Kommission für Quartärforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Band 19, Wien 2011. 84 S., ISBN 978-3-7001-6992-5, € 59,60.

Die gewaltigen Löss- und Lösslehmschichten am Nordrand der Traun-Enns-Platte im Bereich von Thalheim bei Wels lieferten schon den römischen Legionsoldaten das Material für ihre Ziegelproduktion. Auch mittelalterliche und neuzeitliche Rechnungen belegen eine durchgehende Ziegelherstellung. 1871 löste Johann Franzmaier einen Bauernhof ab und gründete die nachmalige Ziegelei Würzburger in Aschet. 1980 wurde sie stillgelegt. Vom großen Gebäudekomplex der einstigen Fabrik blieben nur abbruchreife Reste.

Von der ehemaligen Lehmgrube Würzburger haben längst die Geowissenschaften Besitz ergriffen. Ihr Profil ist eines der bekanntesten Paläoklima-Archive, die für das Verständnis der eiszeitlichen Vorlandvergletscherungen der Alpen von großer Bedeutung sind.

Über den „Älteren Deckenschottern“, die ein Produkt der Akkumulation der Günz-Eiszeit sind, liegen hier mehr als 12 Meter mächtige Ablagerungen aus eiszeitlichem Löss bzw. Lösslehm, deren Schichten mit zwischeneiszeitlichen Paläoböden (Verwitterungszonen und Bodenbildungen) abwechseln und so das Wechselspiel zwischen Akkumulation in den Kaltzeiten und Verwitterung in den Warmzeiten zeigen. Dementsprechend lässt sich die Abfolge von Lösslehm und Paläoböden der Lehmgrube Würzburger mit der Klimaentwicklung in Einklang bringen, wie sie etwa die Zusammensetzung der Paläoatmosphäre in arktischen Eisbohrkernen zeigen.

Im Rahmen eines Projekts der Kommission für Quartärforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften wurden diese Deckschichten nach modernsten wissenschaftlichen Standards neu bearbeitet und mit einem breiten Methodenspektrum untersucht. So wurden auf Basis der im Gelände erhobenen paläopedologischen Daten sedimentologische und mineralogische Analysen durchgeführt. Die Untersuchungen zeigen, dass sich die Paläoböden eindeutig von den Lösslehmschichten differenzieren lassen und durch Verwitterung in den Interglazialen entstanden sind. Fünf deutlich entwickelte Bodenhorizonte wechseln sich mit den dazwischenliegenden Lösslehmagen ab. Geochemische und paläomagnetische Untersuchungen ergänzen und bestätigen diese Ergebnisse. Mittels direkter physikalische Altersbestimmung durch optisch stimulierter Lumineszenz und die Korrelation mit anderen Paläoklimaprofilen wurde ein Altersmodell für die Deckschichten erstellt, deren chronologische Zuordnung im oberen (jüngeren) Bereich eine Übereinstimmung mit den Ergebnissen der anderen Untersuchungen brachte, im unteren (älteren) Teil des Profils allerdings ein abweichendes Altersmodell ergab, was Fragen für die Quartärstratigraphie im Alpenvorland aufwirft. Insgesamt stellen die Ergebnisse der Untersuchungen jedenfalls den aktuellen Stand der Vorstellungen über die Entstehung der Landschaft im östlichen Alpenvorland dar.

Der Band und seine Ergebnisse wurden dem Andenken des Linzer Geologen und Museumsdirektors Univ. Prof. Dr. Hermann Kohl gewidmet, der am 30. Dezember 2010 neunzigjährig verstorben ist.¹ Er hat einen großen Teil seines wissenschaftlichen Werks der Erforschung der Traun-Enns-Platte gewidmet und auch in der Lehmgrube der Ziegelei Würzburger schon 1976 Untersuchungen durchgeführt.

Walter ASPERNIG

¹ Siehe Nachruf S. 199 ff.

Nachrufe

Karl HOHENSINNER, Familien-Atlas von Oberösterreich. Namen und Berufe. RegionalEdition, Linz 2011. 357 S., zahlreiche Karten. ISBN 978-3-902226-52-5, € 29,90.

Der oberösterreichische Sprachwissenschaftler Mag. Dr. Karl Hohensinner, Lektor am Institut für Germanistik an der Universität Wien, hat im letzten Jahrzehnt als Namenforscher schon etliche auf Oberösterreich bezogene Arbeiten vorgelegt und am „Ortsnamenbuch des Landes Oberösterreich“, von dem bisher 8 von geplanten 12 Bänden erschienen sind, an vorderster Stelle mitgearbeitet. Mit dem „Familien-Atlas von Oberösterreich“ wagte er sich nunmehr weitgehend auf Neuland. Während bisher in Oberösterreich Familienforschung nur in Ansätzen vorhanden ist, gab es eine Familiennamengeographie, das heißt die in Karten dargestellte Verbreitung von Namen und Namentypen, überhaupt noch nicht. Nur bezüglich der Kartengestaltung konnte Hohensinner auf Vorbilder, wie sie Peter Wiesinger 1980 im Zuge der Kartierung der oberösterreichischen Ortsnamen vorgelegt hat,¹ zurückgreifen.

Hohensinner hat mit dieser Arbeit einen Anfang zu einer modernen Familiengeographie gesetzt. Als Grundlagen konnte er das von ihm mitverfasste OÖ. Ortsnamensbuch, die sogenannten Heider-Register im OÖLA, die eine große Zahl von Kirchenbüchern erschließen, und den franziszeischen Kataster (1823/30) nutzen, dessen Material zwar statistisch aufgearbeitet aber noch nicht namenkundlich ausgewertet worden ist. So konnte ein Verteilungsbild der Familiennamen vor der Industrialisierung gewonnen und in Kartenbilder umgesetzt werden. Daraus lassen sich auch die Wanderungsströme zwischen der vorindustriellen Zeit und heute (etwa mit Hilfe des Telefonbuchs) ermitteln und es wird deutlich, wie groß die wanderungsbedingte Unschärfe bereits geworden und die Durchmischung fortgeschritten ist. Während seltenere Namen eher für ein Namenlexikon geeignet sind,² sind häufige Namen für die erstellten Karten aussagekräftiger. Der Autor legte daher in diesem seinem ersten Band Familiennamen nach dem Beruf und Familiennamen aus Übernamen in Zusammenhang mit der Berufsausübung zugrunde, wobei der Bereich des Müllergewerbes und der Landwirtschaft in den Bereich der Hofnamen hinübergreift. In 31 Kapiteln werden die entsprechenden Namen, es sind mehr als 500, angeführt, ihre Verbreitung um 1825 kartiert und ihre Wurzeln erklärt. Manche dieser Erklärungen (z. B. bezüglich Aigner und Lehner), können allerdings nicht vollständig zufriedenstellen. Bedauerlich ist auch, dass die

1 Peter WIESINGER, Die Besiedlung Oberösterreichs im Lichte der Ortsnamen. In: Baiern und Slawen in Oberösterreich. Probleme der Landnahme und Besiedlung. Schriftenreihe des OÖ. Musealvereins – Gesellschaft für Landeskunde Bd. 10, Linz 1980, S. 139ff.

2 Maria HORNING, Lexikon österreichischer Familiennamen. Wien 2002.

meist viertelseitigen Karten nur schwarz-weiß wiedergegeben und Kartenerläuterungen wegen des schlechten Drucks manchmal schwer lesbar sind (z. B. „Lehner“ S. 67, hier wurde auch die Signatur verwechselt). Dass sämtliche Familiennamen-Karten als Farbversionen auf einer Homepage des Verlags abrufbar sind, ist ein schwacher Trost. Hier hat der Verlag leider an falscher Stelle gespart.

Dies kann allerdings die Leistung des Autors nicht schmälern. Dieses Kartenwerk sowie die dazu erarbeiteten Grundlagen und Erläuterungen sind Pionierarbeit, deren Wert wir kaum überschätzen können. Es ist zu hoffen, dass Dr. Hohensinner seine Arbeit am Familiennamen-Atlas von Oberösterreich fortsetzt.

Walter ASPERNIG

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 2011

Band/Volume: [156](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Rezensionen. 215-239](#)